

Beschnittene Weidenhobel

Autor(en): **Müller, Gustav**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **12 (1950)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beschnitzte Weidenhobel

Von Gustav Müller

Die «Schweizer Volkskunde», Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 1949 Nr. 3, enthält eine Orientierung über das *Heimatmuseum Schwarzbubenland* in Dornach von Albin Fringeli. Drei lebensvolle Zeichnungen alter Geräte aus der zeichengewandten Feder von Dr. G. Lœrtscher sind dem Bericht vorangestellt. Eines dieser drei kleinen Geräte wird in der zugehörigen Legende als «*Weidenschälmesser*» bezeichnet. Wir möchten zu dieser Benennung ein Fragezeichen hinsetzen und statt ihrer den Namen «*Weidenhobel*» vorziehen. Denn die Zeichnung gibt das Gerät unzweideutig als solchen zu erkennen, freilich nur demjenigen, der den Werdegang eines Korbes, die Arbeitsweise und die nötigen Hilfsmittel kennt.

Wie in vielen Dörfern des hintern und obern Baselbiets versteht sich auch im Bauerndorfe Ziefen, wo ich aufgewachsen bin, mancher Bauer auf das «Zeine-mache» oder «Chörbe», ohne daß er es im «Hotel Heinis» in Liestal — so nennt man nach ihrem frühern langjährigen Direktor Ed. Heinis scherzweise die kantonale Strafanstalt — gelernt hätte. Man verbringt dort manchen grauen Wintertag mit dieser kurzweiligen und dazu recht nützlichen Beschäftigung. Dort hatte ich von meiner Kindheit an Gelegenheit, das Korbmachen kennen zu lernen. Ja, im Gespräch mit Dorfgenossen und mehr noch durch aufmerksames Betrachten unserer landläufigen Korbwaren, der «Zeinen», «Bogechratte» und «Chirsichratte», erlernte ich schließlich diese Kunst auch selbst, so daß ich, wenn mich die Lust dazu ankam und mir die nötige Zeit zur Verfügung stand, imstande war, Zeinen oder andere bäuerliche Korbwaren zu flechten. Daher mein Widerstand gegen die Bezeichnung «Weidenschälmesser». Ich bin mir zwar wohl bewußt, daß wohl der Großteil der Leser sich an diesem Ausdruck nicht stossen wird und denkt, das seien unnötige, spitzfindige Wortklaubereien: Weiden schälen, Weiden hobeln? Das kommt doch sicher aufs Gleiche heraus. Nein, lieber Leser, ein ganz entschiedenes Nein! Das sind zwei ganz verschiedene Hantierungen in der Korbflechterei. Aber dazu gestatte mir, Dich mit diesem Handwerk vorerst ein wenig vertraut zu machen. Hast Du schon einmal eine Zeine, eine der oft so gering geachteten Zeinen, die viele mit dem Fuß unsanft

auf dem Boden hin- und herschieben, *mehr* als nur oberflächlich angesehen? Dann mag Dir aufgefallen sein, daß das Flechtmaterial (Ysatz), das zwischen die 3 2 schrägaufstehenden stärkeren Ruten (Steller) gelegt ist, das eine Mal aus ganzen, das andere Mal aber aus gespaltenen Ruten besteht. Die gespaltenen Ruten erscheinen auf der Außenseite des Korbes in der Farbe ihrer Rinde, innen aber weißlich. Solche Innenwände sind meistens glatt anzufühlen, eben weil sie gehobelt sind, wovon sich die darüberstreichende Hand sofort überzeugen kann. Diese mit dem «Wydlispolter» der Länge nach in drei Teile getrennten Ruten heißen «Schiene». Man hat jedes Drittel, Rinde abwärts gerichtet, unter dem auf das Knie gepreßten Weidenhobel hindurch gezogen, mehrere Male, sodaß zuerst das Mark weggestoßen, nachher dünne bandförmige Späne weggeschnitten wurden. Die stumpfwinklige Kante der Drittelsrute wird dadurch verebnet und die Schiene etwas dünner und darum geschmeidiger zum Flechten. Aus diesem Grunde verwendet man sie auch gerne zum «Ybinde», will sagen zum festen Verbinden der acht «Bodestäckli», wovon die Hälfte durch ihre vier zu diesem Zwecke in der Mitte aufgeschlitzten Kameraden gestoßen wird. Beim Weiterflechten mit je zwei Schienen wird dieses Bodenkreuz nach und nach getrennt und in eine gleichmäßige Sternform aufgelöst. Dies ist eine Arbeit, die dem Anfänger lange nicht kunstgerecht gelingen will, nämlich so, daß die paarweise einzuflechtenden, sich stets zwischen den gespreizten Bodenstäbchen kreuzenden Schienenbänder unten wie oben immer so zu liegen kommen, daß sich die gehobelte Innenseite den das Bodengeflecht stützenden Stäbchen zuwendet, nicht nur im anfänglichen Kreuz, sondern auch im nachfolgenden Stern.

Betrachten wir nun die hier abgebildeten Weidenhobel. Sie versetzen uns zurück in jene Zeit, wo noch nicht der Tod in Gestalt von Benzinwagen, oft vom Alkohol gesteuert, rücksichtslos durch die Straßen raste, friedliche Fußgänger wegscheuchend oder gar deren Leben gefährdend. Damals gab es noch eine gewisse Romantik der Straße, und sie bot all den Landfahrern und den Heimatlosen noch genügend Raum, ungefährdet ihr wackeliges Gefährt oder einen armseligen Wohnkarren von Hand zu schieben oder durch einen mageren Gaul über Land ziehen zu lassen, von Ort zu Ort immer wieder die alten bekannten Stationen aufsuchend, um dort für eine Zeitlang ihre Arbeitsstätte aufzuschlagen: beim Hasel- und Reckholdergebüsch zwischen der Wegscheide draußen vor dem Dorf, beim Dornghürsch an der Steimert neben dem Feldweg, beim lauschigen Ufergebüsch am glitzernden Bach oder in einem verträumten Waldwinkel unweit der Landstraße oder aber am freien Platz neben der Bachbiegung, wo Wegmacher und Steinklopfer an leicht zugänglicher Stelle die hier angeschwemmten Kieselsteine heraufholten, um sie mit dem harten Steinschlägel an langem Schwarzdornstiel zu gleichmäßigen Brocken zu zertrümmern und nachher kunstvoll auf große walmförmige Grienhaufen zu schaufeln. Von den Kindern, wel-

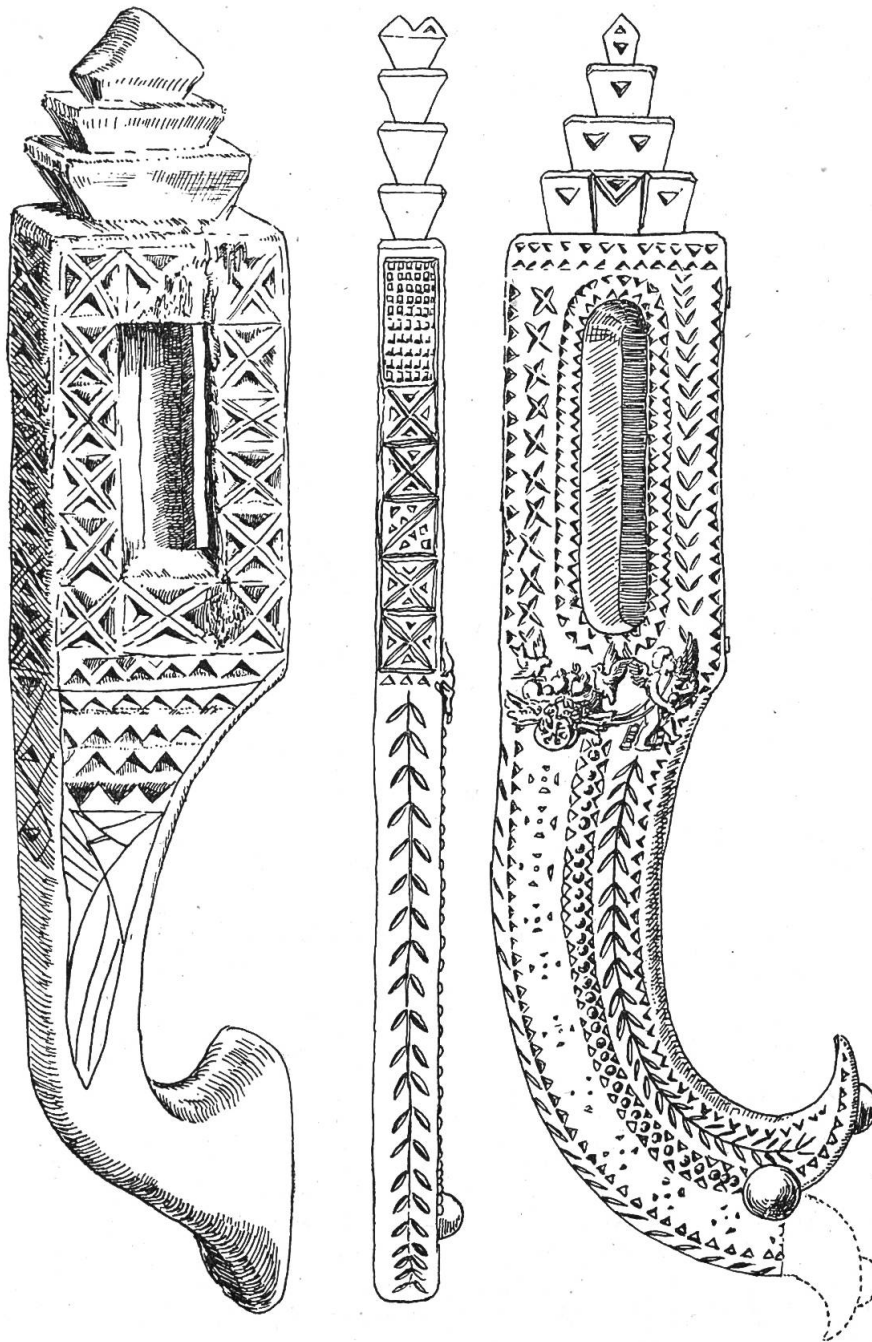


Abb. 1. Beschnittter Weidenhobel des Heinrich Buser. Thürnen (links)
Beschnittter und beschlagener Weidenhobel in der Luftmatt bei Ziefen (rechts).

che solche «Chörberlüt» oft mit Zigeunern verwechselten, gefürchtet und darum aus respektvoller Entfernung bei ihrem seltsamen und interessanten Tun aufmerksam beobachtet und von den Erwachsenen gemieden oder mit mißtrauischen Blicken gestreift, trieben sie da eine Zeitlang ihre nicht alltäglichen Künste, die nicht nur im Flechten und Flickern von Korbwaren bestanden. Es wurden auch beschädigte Schirme geflickt, aus Kistenbrettern und Haselstäben Schemel, Großmutterstühle und Gartenbänke fabriziert, zuweilen auch blechernes Küchengeschirr ausgebessert. Dann war das in einer Bodenvertiefung rasch eingerichtete kleine Kohlenfeuer, welches durch einen kleinen Blasebalg angefacht wurde, ein Hauptanziehungspunkt für uns Buben.

An einer solchen Arbeitsstätte ist beim Aufbruch jener Hobel vergessen worden und liegen geblieben, den wir dem Leser an erster Stelle im Bilde vorführen. Schulknaben haben ihn gefunden, aufgehoben und dem «Winkelheiri» (Heinrich Buser-Kunz) in Thürnen gebracht, von dem sie wußten, daß er jeden Winter für sich und andere Bauern Körbe flocht. Dort, im «Winkel», bekam ich ihn an einem sonnigen Herbsttag 1937 zu Gesicht und erbat mir die Erlaubnis, ihn zum Abzeichnen heimnehmen zu dürfen. Sowohl vom damaligen Besitzer, als auch später von dessen Witwe wurde das Gerät ausdrücklich als «Wydlihobel» bezeichnet. Heut präsentiert es sich leider nicht mehr so gut, weil es geflickt worden ist und zwar so, daß die beiden Kopfschrauben, welche rückwärts die Klinge festhalten, durch längere ersetzt und auf der Vorderseite in zwei Holzklötzchen verankert worden sind, welche nun einen Teil der Kerbschnitzerei verdecken. Man muß diesen Hobel selbst in den Händen gehalten und es gefühlt haben, wie sorgfältig dem Griff die Form gegeben wurde, daß er sich so selbstverständlich in die zugreifende Hand schmiegt. Wie lange wohl hat sein Hersteller mit Taschenmesser, Glasscherben und andern bescheidenen Hilfsmitteln daran herumgescheuert, bis die wohltuende und arbeitserleichternde Glätte erreicht war!

Das zweite Exemplar ist dasjenige, von dessen Vorhandensein ich überhaupt zuerst Kunde erhielt. Das war in jenen Jahren, da ich mir Werkzeuge und Hilfsmittel zum Korbflechten anfertigte und dazu eine gute Rebschere kaufte. Ein Verwandter von uns besaß einen selbstangefertigten Weidenhobel aus rotem Zwetschgenbaumholz. Diesen nahm ich mir zum Vorbild, in der Form wie im Material. (Abb. 1) Beim Vetter Schmied ließ ich mir aus einer zerbrochenen «Hauklinge» ein geeignetes Messerchen zurichten. Dieser Stahl gilt als besonders hart; dient doch die Hauklinge dem Schmied dazu, die Pferdehufe vor dem Beschlagen zurechtzuschneiden. Jener Verwandte hatte sich zum Bau seines Weidenhobels anregen lassen durch ein solches Werkzeug, das er bei seinem Vetter gesehen, dem ein «Bruder von der Landstraße» sein sämtliches Korbmacherwerk-

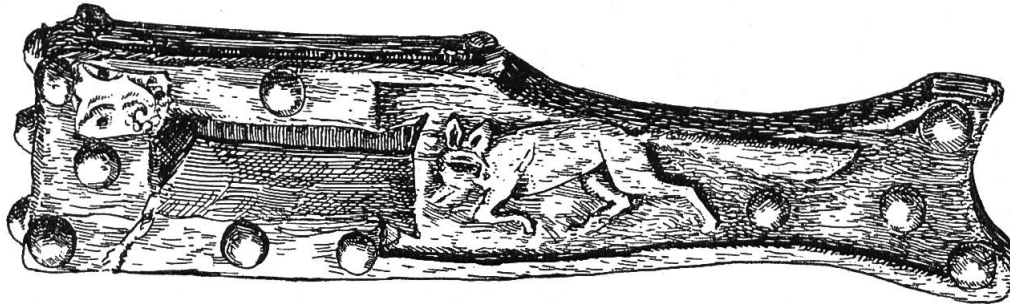
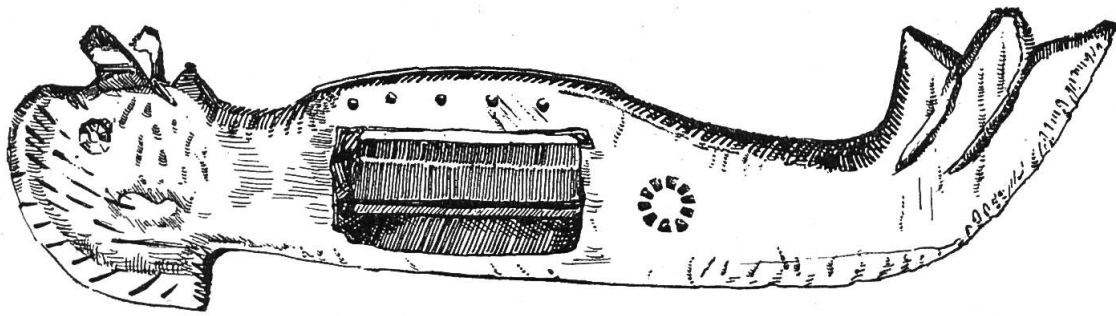


Abb. 2. Beschnittener Weidenhobel des Korbmachers Nobel (oben)
Beschnittener und genagelter Weidenhobel des Anton Klodel, Therwil (unten).

zeug verkauft hatte. Diesen Hobel bekam ich allerdings erst viel später zu Gesicht. Betrachten wir ihn! Im Kerbschnitt, der sich wenig an hergebrachte geometrische Formen hält, sondern mehr an Naturformen (Blätterranksen, einfache Blüten) anlehnt, ist eine reiche Verzierung geschaffen, die noch unterstrichen wird durch eine Reihe von über dreißig rundköpfigen Messingnägelnchen und drei große Polsternägel aus Messing. Und wohl als Glanzstück ist unter der Öffnung für den Durchtritt der Hobelspäne ein Zierstücklein aus Messingguß aufgenagelt, das der Schöpfer des Hobels weiß Gott wo gefunden haben mag: Ein Amörlein, in der Rechten einen Pfeil, in der Linken ein flammendes Herzchen tragend, zieht mittels einer über die Schulter geworfenen Leine ein Zweiräderkärlein nach. Am Rande eines daraufgebetteten Vogelnestchens flattern zwei Vögelin und hüten im Nestlein drei kleine flammende Herzchen. Wie oft mag dieses Prunkstück von einem Weidenhobel von Berufskollegen seines Herstellers angestaunt und bewundert worden sein und wie schwer mochte es wohl seinem vorletzten Besitzer gefallen sein, wohl aus Geldverlegenheit, sich des schönen Stückes zu entäussern!

Die Vorliebe zur Verstärkung der Schnitzerei durch Zuhilfenahme von Metallbeschläge zeigt sich auch auf dem folgenden Stück, welches mir der im Sommer 1945 in der Nähe unseres Wohnortes «gastierende» Anton Klodel für ein paar Stunden zum Abzeichnen überließ. Ein paar geschickt verteilte messingene Polsternägel heben sich gut ab von dem dunkelbraunen Nußbaumholz des Hobels. Weniger glücklich paßt das Aluminiumblechlein mit dem Baselbieterstab aus einer Velonummer dazu. Es illustriert aber wiederum das Streben nach irgend einem Metallzierart. Es spielt aber hier eine untergeordnete Rolle und beeinträchtigt glücklicherweise den so prächtig aus dem Griff herausgearbeiteten schleichenden Fuchs keineswegs. (Abb. 2.)

Auf der Photographie (Abb. 3) ist der damalige Arbeitsplatz des bekannten Korbflechters festgehalten, mitsamt der zahmen Krähe auf der «Hudere» des Wohnkarrens und der ebenfalls gezähmten Elster, mit welcher sich das am Boden kauende Mädchen abgibt. Im Gespräch mit dem Korbmachererfuhr ich so nebenbei allerlei volkstümliche Benennungen verschiedener Rutengewächse aus dem Wald und deren besondere Eignung für bestimmte Teile der Körbe und was dergleichen Geschäftsgeheimnisse mehr sind. Von dem kunstvoll geschnitzten Hobel erzählte er mir, daß er ihn in der Strafanstalt bekommen hätte, als er dort nach einem solchen fragte, weil er den seinigen verloren hatte.

Mit dem nächstfolgenden Weidenhobel machte ich an einem Oktoberabend im Jahre 1948 Bekanntschaft. Als ich bei einbrechender Dunkelheit von Angst herkam, verriet mir ein roter Feuerschein im Wäldchen unterhalb der Hülfenschanze die Anwesenheit von Menschen. Durch dichtes Gestrüpp vordringend, erkannte ich bald auch die unklaren Umrisse eines Wohnwagens. Ein kläffender Hund fuhr mir entgegen, wurde aber sofort zurückgerufen und beruhigte sich bald, als ich mich unter einem Schirmdach niedergelassen und mit dem Meister ein Gespräch angeknüpft hatte und mich über seine Arbeits- und Wohnverhältnisse, besonders in der herannahenden Winterszeit erkundigte.

Bald wußte ich auch, daß da in der Werkzeugkiste zwei beschnitzte Weidenhobel lagen, einer für den täglichen Gebrauch des Korbmachers, oben mit einer perspektivisch dargestellten Zeine gekrönt, dann ein kleinerer, den Vater Nobel an einem Sonntagnachmittag in beschaulicher Ruhe am Waldrand für seinen heranwachsenden Jungen zurecht gesägt und geschnitzt hatte. Zum Ergötzen seines Kindes hatte er das Kopfstück zu einem pfeifenrauchenden Köpfchen geformt und das entgegengesetzte Griffende als Fischschwanz gestaltet. Neu und bemerkenswert an diesem Höbelchen ist das als Auge verwendete geschliffene Glasstücklein, dessen Facetten bei jeder Bewegung des Werkzeuges dem Beschauer einen funkelnden Glanz zuwerfen. In freundlicher Weise wurde mir er-



Abb. 3. Der Korbmacher Anton Klodel beim Weidenspalten.

laubt, das Werkzeug für ein paar Tage mit heimzunehmen, um es eingehender zu studieren. Dem Leser zeigen wir hier das Resultat dieser Bemühungen. (Abb. 2.)

Unser letztes Stück, welches mir der Herausgeber dieser Zeitschrift zum Abzeichnen verschaffte, hält sich wieder mehr an überlieferte Formen, in der äussern Gestalt sowohl wie in den Verzierungen, so an dem sich nach vorne zuspitzenden Aufbau am Kopfende, wie auch in dem genau auf eine zugreifende Hand geformten Griff. Zwei sternförmige Messingnägeln, zwei wellige ovale Messingplättchen sowie ein Kranz kleiner Messingnägeln bestätigen auch hier die Freude an metallglänzender Verzierung. (Abb. 4.) Dieser Hobel gehörte auch Anton Klodel, Hans genannt, dem nach seinem Tode eine mitfühlende Seele in der «Basellandschäftlichen Zeitung» vom 3. März 1948 folgenden Nachruf widmete: «Am Montag erfolgte die Beerdigung des am Donnerstagabend auf der Benkenstraße verunglückten Körbers Hans Klodel. Die Leiche war in der St. Annakapelle vor dem Altar der hl. Mutter Anna schön aufgebahrt worden. Hans war zwar nicht zum Kirchgänger erzogen worden; doch schlich er sich besonders früher etwa einmal in eine Abendandacht und wohnte ihr still einige Zeit bei, wie

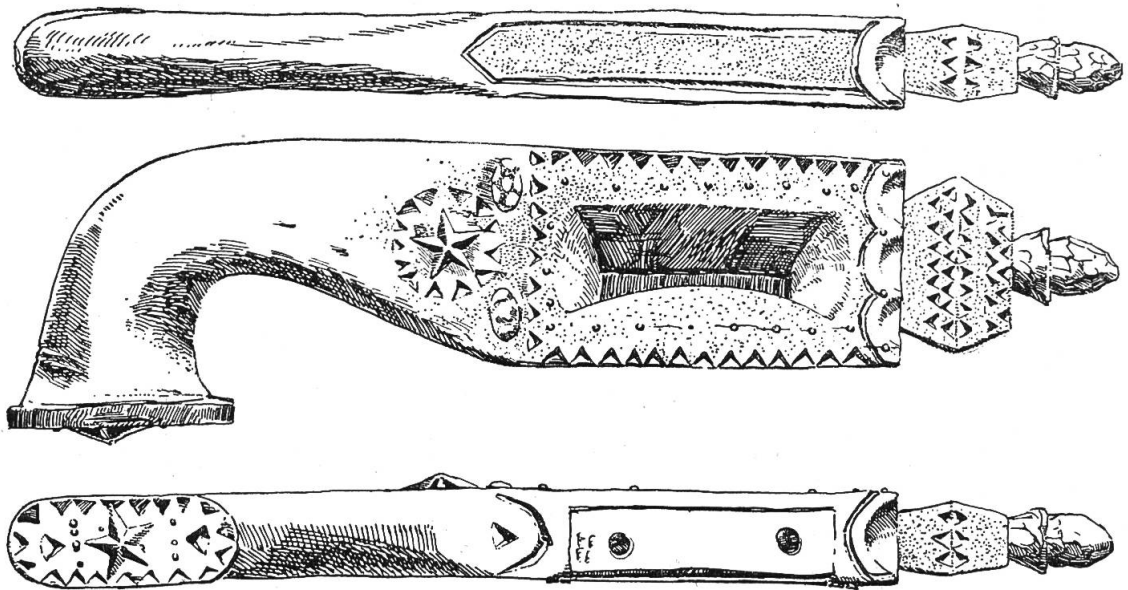


Abb. 4. Beschnittener und beschlagener Weidenhobel des Anton Klodel.

er auch die Gewohnheit hatte, etwa in die Gesangsstunde eines Vereins oder in eine Schulklasse ohne weitere Umstände einzutreten und als stiller Teilhaber zuzuhören, was da alles Grosses vor sich ging. Still ging er jahraus, jahrein seiner Arbeit nach als tüchtiger Körper, Schirmflicker und Besenmacher; im Winter arbeitete er daheim, in oder vor seinem Häuschen, und im Sommer fuhr er mit seinem Familienkarren im Oberbaselbiet herum, von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, bis vor einem Jahrzehnt noch mit seinem verstorbenen Bruder, dem Klodelseppi. Früher ging er auch in die Schweiz hinauf und, als die Grenzen noch offen waren, ins Ausland. Die Gemeinde hatte mit ihm selbst nicht viel zu tun; lebte er doch in seinem Häuschen zins- und steuerfrei, und für das Übrige wußte er mit seiner Frau, die die Kasse führte, schon zu sorgen. Gott gebe ihm nun seinen Frieden.»

Wenn wir auch eingangs dieses Aufsatzes den Ausdruck Weidenschälmesser abgelehnt haben, so gebührt es sich doch, hier in diesem Zusammenhang auch noch dem Weidenschälen und den hiefür benötigten Hilfsmitteln ein paar Worte zu widmen. Denn geschälte Ruten wurden und werden je und je in der Korbmacherei verwendet, meist um dadurch einem Korb eine gewisse Zierde zu verleihen, je nachdem es einer mehr oder weniger versteht, an passenden Stellen geschältes Flechtmaterial zu verwenden, was meist nach überlieferten Regeln geschieht. Es äussert sich darin eine bescheidene, aber nicht zu verachtende Volkskunst.

Wie nett wird nicht eine Zeine herausgeputzt durch den weißen *Doppelring*, welcher zwischen seine rindenfarbigen Kameraden nahe unter dem Abschluß-

rand geflochten worden ist! Doppelringe sind die aus zweimal vier Ruten geflochtenen Verstärkungskränze. Ein andermal sind es die weißen Handgriffe, «Hiene», welche einer Zeine ein freundlicheres Aussehen geben. Einmal sind sogar die über die Doppelringe emporragenden zweiunddreißig «Steller», welche das Wandgeflecht zusammenhalten und stützen, geschält worden, bevor sie niedergelegt und zu einem, gelegentlich zopfartigen, Randschluß verflochten werden. Sehr oft wird das schon oben erwähnte «Herz» am Anfang der ganzen Flechtarbeit mit geschälten Rütlein oder geschälten Schienen geflochten, in erster Linie aus Gründen der Festigkeit des Geflechtes. Denn geschälte Schienen und Ruten lassen sich viel fester zusammendrücken und -ziehen, und es nimmt sich auch sehr hübsch aus, wenn das rindenfarbige Quadrat der sich in der Mitte kreuzenden «Bodenstäckli» von einem weißen Rädchen umgeben ist.

Vollständigkeithalber sind noch die Hilfsmittel zum Schälen der Weiden und der Ruten der Waldstäucher zu erwähnen. Da begegnen wir einem denkbar einfachen Gerät, wenn diese Bezeichnung überhaupt noch in Frage kommt. Es mögen mehr als 45 Jahre vergangen sein, seit ich an einem Frühlingstag mit andern neugierigen Kindern oberhalb unseres Dorfes den Platz umstand, wo eine wandernde Körberfamilie neben dem Grienhaufen des Wegmachers ihre Arbeitsstätte aufgeschlagen hatte. Mann und Frau, fast zu ebener Erde sitzend, waren eben mit Weidenschälen beschäftigt. In der Rechten hielten beide einen gut fingerdicken, in der Mitte geknickten Stecken, den sie gleich einer federnden Kohlenzange handhabten. Kräftig zuklemmend packten sie damit eine zu schälende Rute und streiften über diese hinweg, so daß allfällig noch vorhandenes Laub abfiel und die Rinde in langen Fetzen davon herniederhing. Ich entsinne mich auch noch, wie der Mann seiner Frau ein anderes derartiges Schälgerät anbot mit den Worten: «Nimm du die Schalle (?), sie isch die besseri.» Diesem fremden Wort «Schalle» oder «Schälle» grübelte ich damals noch lange nach.

Zwanzig Jahre später sah ich bei einem wandernden Körber in Nußbaumen (Thurgau) ein vom Schmied gefertigtes eisernes Schälinstrument, ein federndes Band, an beiden Enden in ein Winkeleisen auslaufend, deren flachliegende Schenkel in kräftiger Faust gegen die dazwischengebrachte Weidenrute gepreßt wurden, um auf diese Weise die Rinde abzustreifen.

Und wieder nach zwanzig Jahren bekam ich beim schon erwähnten Heinrich Buser in Thürnen ein noch einfacheres, bloß aus einem spannenlangen, daumendicken Hornstrauchstecklein gefertigtes Schälwerkzeug zu Gesicht. Durch einen von der Stirnseite her eingeführten Sägeschnitt ist das Hölzchen bis ungefähr in die Mitte aufgetrennt worden. Die beiden nun etwas auseinanderklaffenden Hälften hat man seitlich abgeflacht und markseits nach innen abgeschrägt, so daß zwei einander zugekehrte Arbeitskanten entstanden sind. Nachdem eine zu schälende Rute in den dazwischen liegenden Schlitz eingeschoben worden ist,

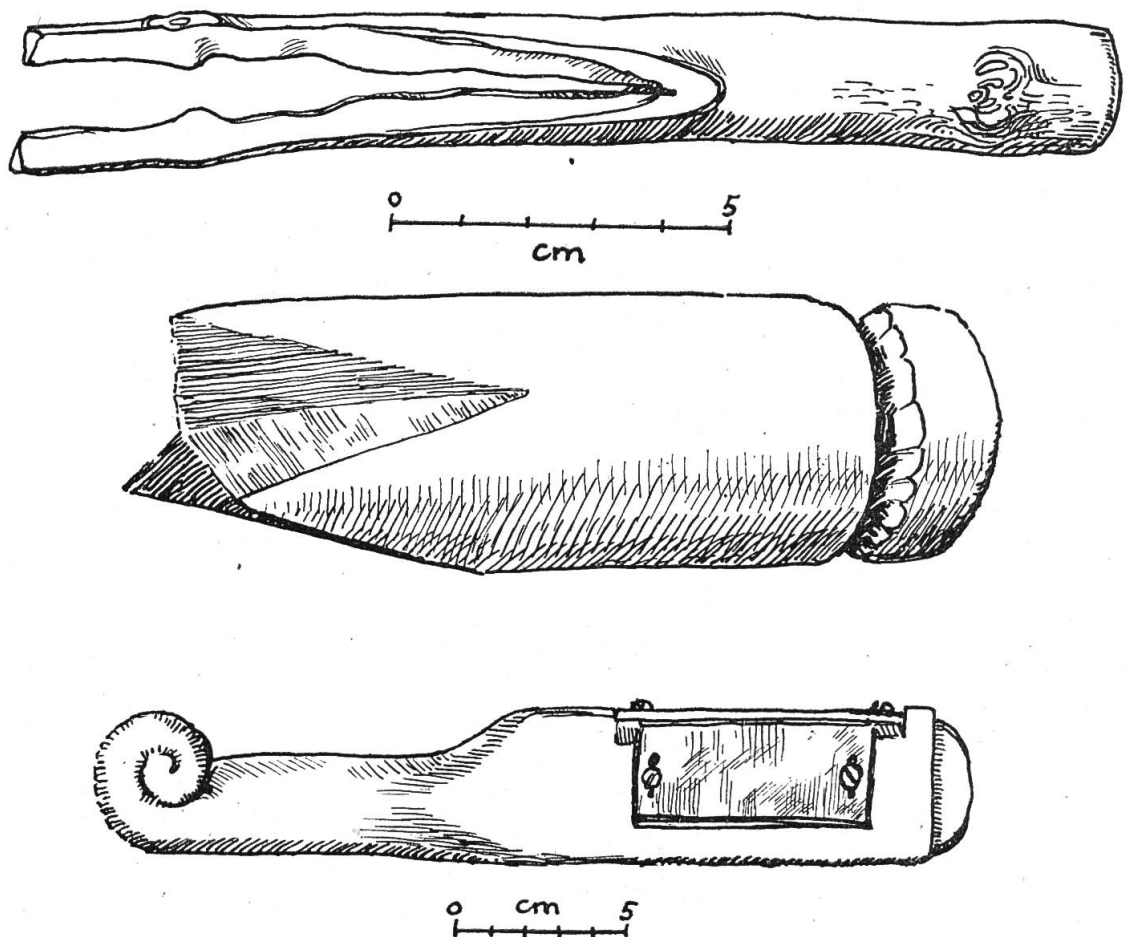


Abb. 5. Weidenspalter des Anton Klodel (oben). Weidenschälholz des Heinrich Buser (Mitte). Weidenhobel des Verfassers, dem Gerät eines Bauers nachgebildet (unten).

drückt die arbeitende Hand die zwei «Schneiden» gegeneinander und streift sie über die Rute hinaus. (Abb. 5).

Wohl die meisten korbflechtenden Bauern schälen die Ruten, indem sie mit der Kante eines Messerrückens die Rinde von der auf dem Knie aufgelegten Rute wegkratzen. So sah ich es bei meinem Götti, dem ich vor bald 50 Jahren an einem sonnigen Wintertag in seiner geräumigen Wohnstube beim Korbflechten zuschaute, so aber auch im Winter 1920 in Oltingen, als die wegen Ausbruch der Maul- und Klauenseuche ins Haus gebannten Bauern sich die lange Zeit mit Körben vertrieben.

Wir schließen mit einer Bitte: Welcher freundliche Leser, der gelegentlich auf geschnitzte Weidenhobel stößt, würde den Verfasser darauf aufmerksam machen, auf daß zu gegebener Zeit unserer Leserschaft wieder solche Zeugen einer verschwindenden Volkskunst im Bilde gezeigt werden können? Herzlichen Dank zuvor!